

Gegenüberstellung von Wissenschaft und Gesellschaft belässt im Unklaren, was Wissenschaft denn anderes sein soll als Gesellschaft. Hier rächt sich ein wenig der Umstand, dass die gesellschaftstheoretischen Teile des Buches eher freischwebend, ohne Anschluss an soziologische Theorien geführt werden. Viele der beschriebenen Phänomene lassen sich gerade als Aspekte von sozialer Differenzierung ganz gut diagnostizieren. Wenn man zum Beispiel begrifflich zwischen Organisationen und Funktionssystemen unterscheidet, zeigt sich, dass Kontextualisierung und Integration unterschiedlicher Funktionssystemspezifischer Codes (Wahrheit, Geld, Macht) konstitutive Merkmale aller Organisationen (also auch von Universitäten) sind. Die Frage ist dann, welcher Unterscheidungen sich eine Organisation bei ihren Operationen primär bedient. Und hier verschieben sich gegenwärtig in der Tat die Gewichte von Wissenschaft zu Ökonomie und Politik – mit Folgen für die Wissenschaftsorganisationen und das praktische Handeln der beteiligten Akteure.

Vergleichbare Einwände gelten für den Begriff der Ko-Evolution, der eher metaphorisch und ohne nähere soziologische Spezifikationen eingesetzt wird. Selbst in den Biowissenschaften ist die Theorie der Ko-Evolution in vielen Details noch unausgearbeitet. Daraus resultieren Probleme, wenn man nach der Übertragung des Modells in die Sozialwissenschaften fragt. Hier wären also begrifflich-konzeptionelle Feinarbeiten nötig, um dem Konzept das gebührende theoretische Gewicht zu verleihen.

Das Integrationsmodell der „Agora“ schließlich, so zutreffend es die Situation einer sich mehr und mehr der politischen und medialen Öffentlichkeit stellenden Wissenschaft erfasst, ist doch theoretisch mit dem Preis der „Entleerung des epistemischen Kerns“ erkaufte. Das macht jedenfalls dann Schwierigkeiten, wenn man im Sinne der Selbstimplikationsfähigkeit der hier vorgestellten Theorie die Frage stellt, welchen Gültigkeitsanspruch die Aussagen der „Modus-2“-These selbst für sich reklamieren. Das Konzept der „Agora“, in der multiple Rationalitäten in einem System der „science and technology governance“ reflexiv aufeinander abgestimmt werden, ist, wenn man der differenzierungstheoretischen Spur folgt, nicht auf diese starke epistemologische Behauptung angewiesen.

Insgesamt gesehen liegt mit diesem Werk also eine detaillierte, empirisch gehaltvolle und höchst lesenswerte wissenschaftstheoretische Studie vor. Die Schlussfolgerungen, in denen die kommenden Anforderungen an Akteure und Organisationen auf der „Agora“ formuliert werden, weisen

die Richtung, in die sich Wissenschaft und Wissenschaftspolitik wohl entwickeln werden und sind daher von hoher Aktualität. Dieses Verdienst des Buches bleibt auch angesichts gewisser Zweifel ob der Tragfähigkeit gesellschaftstheoretisch weitreichender Generalisierungen bestehen. Denn auch ohne diese zeichnet das Werk sich als grundlegender und lehrreicher Beitrag zu den Auseinandersetzungen um die Gestalt der Wissenschaft in der modernen Gesellschaft aus.

Alfons Bora

\*

Martina Röbbecke, Dagmar Simon, Martin Lengwiler und Clemens Kraetsch: *Inter-Disziplinieren. Erfolgsbedingungen von Forschungskoperationen*. Berlin: Edition Sigma 2004. 229 Seiten. ISBN 3-89404-238-9. Preis: € 17,90.

Vermehrte interdisziplinäre Zusammenarbeit und institutionelle Kooperationen zwischen den Hochschulen und Forschungseinrichtungen sind zwei zentrale wissenschaftspolitische Forderungen der letzten Jahre. Wie wurden diese Forderungen in außeruniversitären Instituten umgesetzt? Welche institutionellen und organisatorischen Rahmenbedingungen stärken die Zusammenarbeit an komplexen wissenschaftlichen Themen?

*Inter-Disziplinieren* stellt eine außergewöhnliche und bereichernde Studie dar, die solche Fragen anhand von Befunden über die alltägliche Praxis von Forschungskoperationen beantwortet. Ausgangspunkt der Studie bildet das durch den internationalen Wettbewerb zugespitzte Spannungsverhältnis zwischen wissenschaftspolitischer Steuerung und wissenschaftsinternen Prioritäten, Qualitätsmaßstäben und Forschungspraxen. Dabei wird der oft konstatierte, aber wenig erforschte Zustand einer ungenügenden Kooperation zwischen Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen sowie zwischen Wissenschaftsdisziplinen in Frage gestellt. Gegenstand der Studie sind sowohl die Erfolge und Misserfolge der Steuerung von oben (in Form von staatlichen Finanzierungsprioritäten, Anreizsystemen und negativen Sanktionen) als auch die Typen der Kooperation zwischen und innerhalb der Forschungsinstitute sowie Arten und Unterstützungsmechanismen der interdisziplinären Kooperation.

Wie schon in ihrem Buch *Reflexive Evaluation* (Edition Sigma 2001), in dem es um die Ziele, Aufgaben, Verfahren und Kriterien von Evaluationen im Wissenschaftsbereich ging, zeigen Martina Röbbecke und Dagmar Simon, diesmal mit

den Koautoren Martin Lengwiler und Clemens Kraetsch, wie sich Wissenschaftsorganisationen entwickeln, insbesondere wenn MitarbeiterInnen die täglichen Arbeitsprozesse reflexiv und selbstkritisch bewerten. Das Hauptaugenmerk der AutorInnen liegt diesmal jedoch auf den unterschiedlichen interdisziplinären Kooperationsformen zwischen und innerhalb bestimmter Organisationstypen. Dabei zielt der Vergleich verschiedener Institute des außeruniversitären Forschungssektors direkt auf die Problematik der Versäulung des Wissenschaftssystems und das ungleiche Verhältnis zwischen Forschungseinrichtungen und Hochschulen in Deutschland.

Um dieser Frage nachzugehen, wurden 82 leitfadengestützte Interviews in neun ausgewählten Instituten von den durch Bund und Länder finanzierten Forschungsorganisationen Fraunhofer, Helmholtz, Leibniz, und Max Planck unternommen. Gerade diese Vielfalt erhöht die Relevanz des Buches sowohl für LeserInnen, die in einer Forschungseinrichtung tätig sind, als auch für alle, die an interdisziplinärer oder interorganisatorischer wissenschaftlicher Projektarbeit interessiert sind. Von den zahlreichen Ergebnissen werden hier einige wichtige Befunde angedeutet:

Ausdrücklich hingewiesen wird darauf, dass Differenzen im Gebrauch von Interdisziplinaritätsbegriffen ausgeräumt werden müssen, da oft jegliche Form kooperativer Forschung als „interdisziplinär“ verstanden wird. Anstatt der üblichen Differenzierung „inter“ „trans“ oder „multi“-disziplinär haben die AutorInnen eine handlungsorientierte, idealtypische Typologie der „Interdisziplinaritätsstile“ an Forschungsinstituten nach kognitiven und organisatorischen Kontextfaktoren gebildet. Damit konnten die untersuchten Institute und Projekte in charismatische, methodische, forschungspraktische oder heuristische Typen unterschieden werden, je nach ihrer kognitiven Kopplung und ihrem Organisationsgrad. Die Ergebnisse zeigen, dass es eine Vielfalt an Pfaden gibt, wie mit unterschiedlichen Kombinationen an kognitiven Voraussetzungen und organisatorischen Rahmenbedingungen erfolgreich interdisziplinär kooperiert werden kann. Nicht zuletzt konnte die Vermutung bestätigt werden, dass Kooperationen umso schwieriger zu gestalten sind, je mehr Paradigmen in einem Projekt unter einen Hut zu bekommen sind.

Die einzelnen Institute wurden auf den Ebenen der Forschungspraxis, der Kooperationsprobleme und der Steuerungsinstrumente untersucht. Hier ergab sich, dass problemorientierte Forschungsprojekte gut funktionieren, weil die entwickelte mehrdimensionale Perspektive von

inhaltlichen Relevanzen ausgeht und nicht von oben erzwungen werden muss (mehrere dieser untersuchten Institute waren im Feld der Umwelt- und Klimaforschung tätig). Dagegen musste in anwendungsorientierten, drittmittelfinanzierten Forschungsprojekten der interdisziplinäre Austausch und Aufbau oft dem Anwendungsdruck weichen. Die präsentierten Fallbeispiele unterstreichen, dass nicht die Einzelleistung, sondern eher die organisierte interdisziplinäre Kooperation Erfolg versprechend ist. Solche Kooperationen gilt es zu fördern und anzuleiten, wobei die Steuerungsinstrumente sorgfältig gewählt und diskret eingeführt werden sollten, um optimal zu funktionieren. Insbesondere Größe und Alter des Instituts prägen die Organisationsstruktur und -kultur und bestimmen somit maßgeblich kooperative Erfolge sowie die anzuwendenden Mechanismen der Steuerung, von Controlling bis Mentoring.

Während Projekte als Steuerungskontext von grundlegender Bedeutung sind, wurde von den interviewten WissenschaftlerInnen immer wieder auf soziale Kompetenzen Einzelner und auf das soziale Zusammenspiel der MitarbeiterInnen verwiesen, weshalb die Qualität der Team-Bildung nicht allein durch disziplinäre Qualifikationen bestimmt wird. Auch die Personalpolitik hat einen hohen Stellenwert, um wichtige informelle Interaktionswege nutzen zu können. Auch wenn langjährige persönliche Stabilität erfolgreiche Kooperationen fördern, brauchten die analysierten Institute oft mehr Zeit und Geld als bei üblichen Projekten, um die Komplexitäten kooperativer Forschungsvorhaben zu meistern.

Des Weiteren wird darauf hingewiesen, dass der Wettbewerb zwischen den Hochschulen und den außeruniversitären Einrichtungen sich durch die zunehmende Nähe beider Bereiche eher zugespitzt hat. Diese unintendierte Folge einer wissenschaftspolitischen Forderung mag die unterfinanzierten Hochschulen in ihrer Position weiter geschwächt haben. Auch wenn die Anzahl an Kooperationen tendenziell zugenommen hat, sowohl in der Lehre als auch in der Forschung und Nachwuchsförderung, brauchen die Beteiligten komplementäre Interessen und sollten diese möglichst stabil verfolgen können. Hierin besteht ein wesentliches Problem deutscher Hochschulen: Vielerorts macht Ressourcenknappheit die für Kooperationen nötige Personalpolitik und Infrastruktur (etwa teure Großgeräte in den Natur- und Ingenieurwissenschaften) unmöglich. Auch wenn außeruniversitäre, interdisziplinär arbeitende Einrichtungen ihren Ausbildungsbereich ausbauen (und zudem mit Hochschulen außerhalb

Deutschlands kooperieren), benötigen sie dennoch starke Hochschulen, um die jeweiligen disziplinären Standards zu halten.

Neben diesen Ergebnissen wirft das Buch künftige Forschungsfragen auf: Es wären weitere Beispiele aus ähnlichen Organisationen und aus anderen Ländern nötig, um die Idealtypen der Interdisziplinaritätsstile nach kognitiven und organisatorischen Kontextfaktoren eingehender zu überprüfen. Auch die negativen Effekte von restriktiven Befristungsregeln auf Forschungskoperationen müssten im weiteren Verlauf analysiert und diskutiert werden. Auf die nachteiligen Auswirkungen der ungleichen Bedingungen zwischen Forschungsorganisationen und Hochschulen wird in dieser Studie mehrfach hingewiesen. Es wird sich zeigen, ob jüngere Formen des Gebens und des Nehmens, so in der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, wie etwa in den International Max Planck Research Schools, den Hochschulen und den Forschungsstandort Deutschland nachhaltig stärken werden, oder ob die zunehmende Internationalisierung auch dieser staatlichen Maßnahme den „brain drain“ weiter beschleunigen wird.

Die bestechende Systematik dieser komplexen Studie wird in einigen aufschlussreichen Abbildungen aufgezeigt. Weitere Schaubilder zur Einordnung der vielfältigen Befunde auf mehreren Ebenen wären wünschenswert gewesen. Einfache Plädoyers für das Gut interorganisatorischer Forschungskoperationen und für die Investition in interdisziplinärer Forschung müssen den vielfältigen empirischen Ergebnissen dieser Studie weichen. Gegenüber dem scheinbar allgegenwärtigen, jedoch suboptimalen „trial and error“-Prinzip würde ein differenzierteres und sensibleres Verständnis für die Kunst, aber auch harte Arbeit der Forschungskoperation die Wahrscheinlichkeit des Erfolges solcher Zusammenarbeit erhöhen. *Inter-Disziplinieren* bringt uns einen großen Schritt weiter in dieser Richtung.

*Justin J. W. Powell*

## WISSENSSOZIOLOGIE

*Amalia Barboza: Kunst und Wissen. Stilanalyse in der Soziologie Karl Mannheims. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005. 257 Seiten. ISBN 3-89669-519-3. Preis: € 29,-.*

Barboza hat den Forschungsstrang eines soziologischen Klassikers neu aufgegriffen, der in der Soziologie bedauerlicherweise sehr vernachlässigt

wurde – die Stilanalyse. Nach Barboza lässt sich Mannheims Stilbegriff auf Riegl und Dvorak zurückführen, also auf zwei Vertreter der Kunstgeschichte in Wien zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Dort wurde die Erkenntnis der Eigenarten eines jeden Stils und ihrer Berechtigung, das „Kunstwollen“ (Riegl) der Künstler aus ihrer Gruppenbeziehung in ihrer Zeit beschrieben. Aus dem Kunstwollen lässt sich für die jeweiligen Gruppierungen von Künstlern auch das so genannte „Kulturwollen“ herauslesen, das eine bestimmte Zeit charakterisiert. Damit gelangt man zu einer Geistesgeschichte, die in einem Gegensatz zu der Vorstellung steht, dass Kunst autonom sei und von universalen formalen Begriffen aus beurteilt werden müsse. Mannheims Programm der Soziologie war, die Denkstile und Aspektstrukturen gesellschaftlicher Gruppen aus unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen zu untersuchen und sie sodann auf ihren sozialen Herkunft- und Erlebnisraum und ihre Sinngründe zu beziehen, die als Sozialkräfte erkennbar gemacht werden. Dieses Programm Mannheims wurde wiederum von Erwin Panofsky mit ausführlichem Bezug zu Mannheim in die Kunstgeschichte zurückgeführt.

Die Soziologie Mannheims vor dem Hintergrund der damaligen Kunstgeschichte zu explizieren hat zweifellos seine Vorzüge, kann Barboza doch auf diesem Wege Verbindungen zum zeitgenössischen Kunstmilieu aufzeigen, die bisher kaum untersucht wurden. Stilanalyse hat, wie Barboza recht gut herauspräpariert, gegenüber materialistischen und idealistischen Deutungen der Wirklichkeit den Vorzug, auf das hinzuweisen, was beide Ebenen verbindet: Das ist die Syntheseleistung des Soziologen. Was dabei herauskommt, ist eine Habitusbetrachtung und eine Typologisierung der Einstellungen und Erlebnisformen und des „Weltwollens“ der Menschen, welche die Stileinheit herstellen und die „Entsprechungen“ in den verschiedenen Sphären von Handeln und Denken entdecken und erklären kann. Von einer ganzen Reihe von Zeitgenossen (Spengler et al.) unterscheidet sich Mannheim dabei durch die Annahme eines historischen Wandels der Typen, entwickelt er seine Typologien doch dynamisch: Sie sind strukturell erklärt und sind daher mit dem Wandel der Strukturen nicht mehr universal, sondern an ihre mittel- und langfristig sich ändernden zeitlichen Bedingungen gebunden. Diese Zeitlichkeit kommt etwa im Stil der Generationen zum Ausdruck: Das gemeinsame Zeiterleben prägt einen Generationenstil, und das Nebeneinander der Generationen bildet nach Barboza den „Stilpluralismus“ einer Zeit. Der Begriff Pluralismus, den sie hier